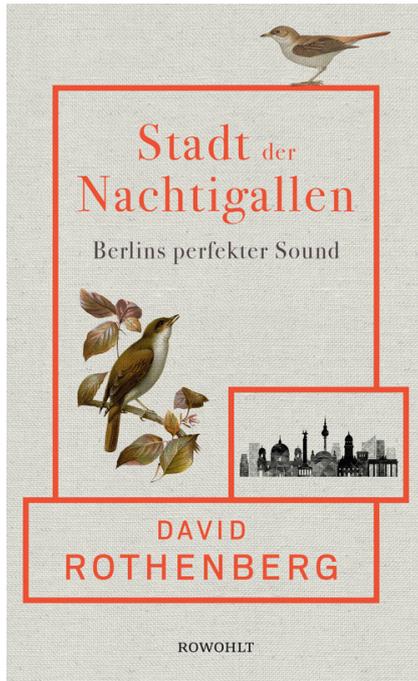


# Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00156-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

David Rothenberg

**Stadt der Nachtigallen**

Berlins perfekter Sound

Aus dem Englischen von Silvia Morawetz

Rowohlt

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel «Nightingales in Berlin. Searching For the Perfect Sound» bei University of Chicago Press, Chicago.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Mai 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Nightingales in Berlin» Copyright © 2019 by David Rothenberg

Satz aus der Minion Pro

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00156-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)

گفتم این شرط آدمیت نیست  
مرغ تسبیح گوی و ما خاموش

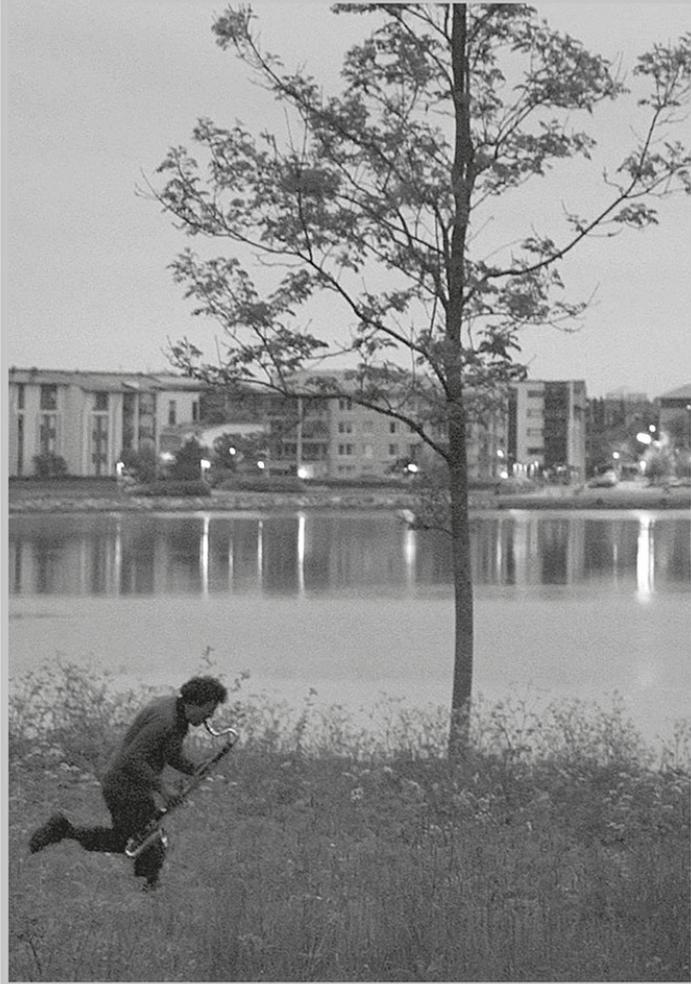
goftam in shart e adamiat nist,  
morgh tasbih gooy o man khamoosh

*Nicht ziemt's dem Menschen, dass er schweige,  
Indes dem Herrn lobsingt der Vögel Chor.*

- Saadi

[...]

1 DER VOGEL IST  
FÜR UNS VERDORBEN



Überrascht es Sie, dass es in Berlin Nachtigallen gibt? Sie sind nach ihrem Start in Afrika Tausende von Meilen geflogen bis hierher, sind übers Meer gekommen wie Flüchtlinge der Lüfte. Ihr Gesang steigt aus tiefer Stille auf, ihre Stimmen brechen durch den Lärm der Stadt. Jeder hat einen Lieblingsast, zu dem er alle Jahre zurückkehrt. Das ist uns bekannt, und doch erscheint uns ihr Gesang, wenn sie wieder da sind, wie ein Wunder.

Aus allen Tagen, die man für ein Mitternachtskonzert im Treptower Park in Betracht ziehen könnte, haben wir aus irgendeinem Grund den 9. Mai ausgewählt, den Abend, an dem die Menschen zu Tausenden in den Park einfallen. Vor neunundsechzig Jahren endete der Zweite Weltkrieg, und der Park wird voller Menschen sein, wenn die Vögel zu singen beginnen. Der Ort selbst verleiht dem Datum noch größere Bedeutung. Hier wird der Schlacht um Berlin gedacht, während der in weniger als zwei Monaten hunderttausend Menschen den Tod fanden. Hier steht ein monumentales Kriegsdenkmal, von den Sowjets zur Erinnerung an ihren Sieg im einstigen Ostdeutschland errichtet.

Beim Betreten des Ehrenmals passiert man ein abstraktes konstruktivistisches Tor, bedrohlich, mit Hammer und Sichel. Am anderen Ende der Allee, circa einhundertfünfzig Meter weit entfernt, steht, mit Sockel und Hügel insgesamt dreißig Meter hoch, die Bronzestatue eines russischen Soldaten in einem langen Militärmantel, der ein Kind auf dem Arm hält, so als wolle er ihm versichern, dass ihm von dem Grauen, an das hier erinnert wird, keine Gefahr droht. Auf dem breiten Weg zu der hoch aufragenden Skulptur befinden sich sechzehn schwere Sarkophage aus Kalkstein, verziert mit realistischen Reliefs, auf denen der Verlauf der Schlacht und der Mut ihrer Kommandeure geschildert wird, darunter mehr als einmal ein Bildnis von Stalin persönlich.

Das wiedervereinigte Deutschland renovierte das Denkmal in Erfüllung seiner in den Zwei-plus-vier-Verträgen festgehaltenen Unterhaltsverpflichtungen, der erklärende Text am Eingang deutet jedoch auf eine gewisse Distanzierung von der ästhetischen Gestalt des Bauwerks hin: «Das heute in seiner Symbolkraft pathetisch übersteigert wirkende Denkmal ist vom Geschichts- und Kunstverständnis der Sowjetunion unter Josef Stalin geprägt, das sich durch Monumentalität, Heldenverehrung und Personenkult sowie den Anspruch auf Ausschließlichkeit auszeichnete.»

Die Geschichte lastet schwer auf diesem Ort, und doch gibt es hier stille Wälder, einen See und einen wunderschönen Fahrradweg längs der Spree. Der Treptower Park mit seinem Mix aus Bepflanzung, breiten Alleen und bröckelnden Überresten des Kommunismus ist die zweitgrößte städtische Parkanlage Berlins. Und hier ist der Ort, wo jedes Frühjahr einige Dutzend Nachtigallmännchen ihr Revier besiedeln und wir durch die dunklen Schatten greifbarer Geschichte streifen und in Kontakt mit der ältesten Musik der Welt treten.

Berlin ist die europäische Großstadt, in der man den Gesang der Nachtigall am häufigsten hören kann, und die beste Zeit dafür ist von Ende April bis Ende Mai. In diesem Zeitraum kehren die männlichen Vögel von ihrem Zug nach Afrika zurück, errichten ihre Reviere und singen für ihre Partner, mit denen sie dann zusammen nisten und ihre Jungen aufziehen. Anfang Juni wird der Gesang seltener; die Vögel bleiben bis August in den Bäumen, sind jedoch wesentlich stiller. Werden die Abende wieder kühler, brechen sie in den Süden auf und sind bis zum folgenden Jahr nicht zu sehen. Doch dann kommen sie pünktlich zurück, oft zu exakt dem Nistplatz, den sie im Jahr zuvor eingerichtet haben.

Nachtigallen genießen Geräusche. Der Lärm von uns Menschen macht ihnen offenbar nichts aus, möglicherweise ist er für sie sogar ein willkommener Ansporn. Von allen Singvögeln sind die Nachtigallen – *Luscinia megarhynchos* – und ihre Schwesterart, die Sprosser – *Luscinia luscinia* – die beiden einzigen Spezies, die tendenziell eher in der Dunkelheit singen und nicht im Licht des frühen Morgens. Insofern sind sie auch Symbole für die Abenteuer und Sehnsüchte der klandestinen, unziemlichen Dunkelheit.

Nachtigallen werden in Mythen, in Liedern, Gedichten und Geschichten gepriesen, und ich hatte schon viel über sie gelesen, bevor ich das erste Mal ihren Gesang hörte. Der Dichter Matthew Arnold, für den die Nachtigall einen alten, allwissenden Reisenden verkörperte, schrieb 1853:

O Wanderer von Griechenlands Gestaden,  
Nach vielen Jahren noch, in fernen Landen,  
Hegst du verwirrt in Hirn und Herz  
Den ungestillten wilden alten Schmerz ...

Arnold hörte erst den schwachen Widerhall eines antiken Mythos, bevor er zugeben konnte, dass es ein echter Vogel war. So geht es den meisten von uns, wenn wir zum ersten Mal eine Nachtigall hören. Als ich schließlich einer echten Nachtigall begegnete, konnte ich nicht glauben, was ich da hörte. Der Gesang war *äußerst merkwürdig*. Eine Reihe von abgehackten Phrasen, ein Mischmasch aus rhythmischen Zwitscherern, in die Länge gezogenen Pfiffen und kuriosen kontrastierenden Geräuschen. Es war weder lieblich noch melodisch wie die vielgepriesenen Gesänge der Einsiedlerdrossel in Nordamerika oder der Amsel in Europa. Dies ähnelte eher einer Attacke mit seltsamen Rhythmen. Musik war es zweifel-

los, aber eine fremdartige Musik, der Groove einer anderen Spezies, eine an das menschliche Ohr ergehende Aufforderung, sich erst einmal einzuhören. Ich wollte *ergründen*, was die Nachtigall da tat, und in mir regte sich der Wunsch, eines Tages mit ihr zu spielen.

Können wir ihren Gesang also ernsthaft als Musik auffassen? Mit einer Transkription in Noten und Takte wird man ihm nicht gerecht werden. Sonogramme können helfen, doch solche Abbildungen wirken wie wissenschaftlicher Geheimcode. Johann Matthäus Bechstein, Pionier des Naturschutzes und Zoologe, unternahm in seinem Werk *Die Naturgeschichte der Stubenvögel* von 1795 den Versuch, den Gesang der Nachtigall in Worten wiederzugeben:

Tiuu tiuu tiuu tiuu  
Spe tui squa  
Tio tio tio tio tio tio tio tix  
Qutio qutio qutio qutio  
Squo squo squo squo  
tsü tsü tsü tsü tsü tsü tsü tsütsü tsi  
Quorror tiu squa pipiqui.  
Sososososososososososo SIRRhading!  
Tsisisi tsisisisisisisisi  
Sorre sorre sorre sorre hi;  
Tsatn tsatn tsatn tsatn tsatn tsatn tsatn si,  
Dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo dlo  
Quiro tr rrrrrrrrr its  
Lü lü lü lü ly ly ly ly li li li li  
Quio didl li lulyi ...

Das klingt und liest sich nicht wie menschliche Laute. In der Natur singt eine Nachtigall auch längst nicht so melodios, wie es oft geschildert wird. Der Literaturwissenschaftler John Elder war ebenso überrascht wie ich, als

er den Vogel auf seiner ersten Europareise hörte, und schloss daraus, dass unsere Begeisterung für den Gesang der Nachtigall gleichermaßen auf den Tonumfang und die Kraft des weithin durch die Bäume getragenen Lieds zurückzuführen ist wie auf dessen musikalische Eigenschaften. Der Vogel singt mit so viel Leidenschaft, dass man den Eindruck gewinnt, er würde, wenn es denn sein müsste, an seiner Musik sterben, wie die antiken Mythen implizieren.

Ich musiziere mit anderen Spezies und spüre ihnen auf der ganzen Welt nach, begleite sie mit der Klarinette, lebe in ihren Habitaten und kreierte Musik mit Klängen, die ich vielleicht niemals verstehen werde, aus Tönen, die nicht für mich gesungen werden. Ich passe mein Spiel so an, dass Klarinette und Nachtigall einen Klang entstehen lassen, den keiner von uns beiden allein hervorbringen könnte.

Dass ich das in der zweitgrößten Stadt Westeuropas tun kann, einer Stadt, in der fast vier Millionen Menschen leben, erfüllt mich mit besonderer Hoffnung. Am Londoner Berkeley Square singen zwar keine Nachtigallen mehr, wie es einst in einem berühmten Song hieß, doch im Treptower Park, in der grünen Oase an der Spree, wo Ost und West einst geteilt waren, sind sie überall.

In Berlin sind es nicht nur die Parks, in denen man auf Nachtigallen stößt: manche ziehen Bäume in stillen Stadtvierteln vor, hinter einem Spielplatz oder auf einer Brache, wo ihr Gesang durch den Amphitheater-Effekt der umgebenden Gebäude verstärkt werden kann. Ein Vogel ist berühmt dafür, dass er sich allnächtlich auf einer Ampel an der Hauptkreuzung in Alt-Treptow niederlässt, direkt neben der S-Bahn-Station und dem Eingang in den Park gelegen, so als habe er sich absichtlich die lauteste Stelle ausgesucht und wolle *beweisen*, dass sein

Gesang durchdringender und ausdauernder ist als der Lärm ringsherum.

Berlin ist heute eine internationale Stadt, in der alle, die unbedingt Kunst machen wollen, heimisch werden. Du kannst dich jeder beliebigen Szene anschließen oder eine eigene begründen - es gibt ständig ein neues, noch nicht hippestes Viertel, das darauf wartet, von der nächsten Gruppe besiedelt zu werden, die ein ausgebranntes Haus instand setzt oder ein verfallendes Fabrikgebäude bewohnbar macht. Berlin ist nach wie vor die erschwinglichste Hauptstadt für Menschen, die sich in Europa niederlassen wollen. Es ist eine Stadt, in der Menschen etwas Neues beginnen und nicht verlangen, dafür bezahlt zu werden. Man braucht nicht zwischen zwei Jobs hin und her zu hetzen für das Privileg, Kultur zu schaffen, wie man es in New York müsste. Die Stadt macht die Musik für dich. Vielleicht empfinden die Nachtigallen das genauso. Auch sie sind Außenseiter mit ihrem Gesang, der so seltsam und komplex ist, wie ihn kaum ein anderer Vogel auf der Welt hervorbringt. Er hat bestimmte stilistische und ästhetische Merkmale, mit deren genauer Beschreibung wir uns schwertun. H. E. Bates hat das bereits vor Jahrzehnten verstanden:

*Der Gesang der Nachtigall ist mit einer Spannung aufgeladen, deren Schönheit weit über das bloße Liebliche hinausgeht. Ihre Darbietung enthält oft viel mehr Momente der Stille als solche stimmlicher Äußerungen, und diese Momente haben etwas Leidenschaftliches, eine Andeutung von Atemlosigkeit und wie durch Zauberkraft überwundener Hemmung. Es kann seltsamerweise verführerisch und verwirrend sein; das Lied beginnt oft mit einem leisen Glucksen, einem Zupfen der Saiten, einem gewissen Stimmen der Instrumente, und steigert sich plötzlich zu einem Crescendo aus Feuer*

*und Honig, nur um danach mitten in der Phrase wieder abzurechnen. Darauf folgt ein lange andauerndes Warten auf die Wiederaufnahme der Phrase, das atemlose stumme Intervall, das so wunderschön ist.*<sup>1</sup>

In Berlin sind nicht nur die meisten Nachtigallen, die in europäischen Städten leben, zu Hause, sondern auch die meisten Nachtigallen-Forscher. Sie arbeiten in einem Institut der Freien Universität in Dahlem, gegründet vom mittlerweile emeritierten Dietmar Todt. Heute wird das Institut, an dem eine weltweit führende Gruppe von Verhaltensbiologen forscht, von Constance Scharff geleitet. Silke Kipper betreut dort eine auf mehrere Jahre angelegte Studie zu den Nachtigallen im Treptower Park.

Für die Wissenschaftler von Interesse ist, wie Nachtigallen ihre Musik erwerben; sie werden nicht mit ins Gehirn eingepflanzten Liedern geboren. In der Tierwelt sind nur Wale, Delfine, Singvögel und der Mensch fähig, durch Laute zu lernen. Weder Schimpansen noch andere Primaten können das. Auch Wölfe, Hunde oder Katzen nicht. Und, für die Forschung von großer Bedeutung, auch Ratten nicht, die Tiere, die wissenschaftlich am häufigsten untersucht werden.

Die Forschungsgruppen wollen ergründen, wie sich das, was sie «stimmliches Lernen» nennen, bei Tieren entwickelt hat. Am einfachsten lässt sich das bei Vögeln untersuchen, und die Biologen haben den australischen Zebrafinken als modellhafte Spezies für ihre Studien zu dem Phänomen ausgewählt. Tausende Wissenschaftler weltweit forschen über das Gehirn und die Fähigkeiten dieses farbenfrohen Vogels zum stimmlichen Lernen. Das Lied der Zebrafinken ist ziemlich schlicht, das heißt: schlicht in seiner Struktur, nicht jedoch in der Ausführung. Seine Hervorbringung und Auswertung

sind so komplex, dass Scharen von Wissenschaftlern auf Jahre hinaus damit beschäftigt sind.

Auftritt der Nachtigallen: Ihr Gesang unterscheidet sich in jeder nur denkbaren Hinsicht von dem der Zebrafinken. Er ist laut, ausdauernd, vielfältig gegliedert und musikalisch – ein drastisches Beispiel dafür, was die Evolution durch sexuelle Selektion hervorbringt, nachdem Generationen von Vogelweibchen immer feiner ausgestalteten und nuancierteren Gesang bevorzugt haben. Wie schreitet diese Verfeinerung voran? Kommt es auf die Balance von Lautstärke und Ton, Pfeifen und Knackern, von Gleichheit und Differenzierung an, auf eine Ästhetik, so schwer fasslich wie alle Musikstile des Menschen? Das hängt vom vorhandenen Wissensstand ab. Und der wiederum hängt von den Fragen ab, die wir stellen.

Es ist nach 23 Uhr, und die Menschen verlassen nach dem alljährlichen Gedenkkonzert langsam den Trepptower Park. Ich schlendere dort herum, höre die Nachtigallen, die behutsam zu singen beginnen, und bleibe auf ein Bier an einem kleinen Kiosk stehen. Ein Mann läuft mir in die Arme und hört, dass ich englisch spreche. «Hey, sind Sie Amerikaner? Was machen Sie hier? In dieser Nacht der Nächte?» Er sieht mich aus kurzer Entfernung an, Wodka im Atem.

Seine Freund zieht ihn zurück. «Sie müssen Juri entschuldigen», sagt der Begleiter mit starkem russischen Akzent. «Er hat ein bisschen zu viel getrunken.»

Juri spuckt auf den Boden und entfernt sich grölend, wirft mir beim Abgang finstere Blicke zu. Sein Freund ist verträglicher. «Ich heiße Oleg. Darf ich Sie etwas fragen?»

Ich trinke bedächtig einen kleinen Schluck Bier. «Klar. Warum nicht?»

«Warum behauptet ihr Amerikaner, ihr hättet den Krieg gewonnen? Ihr habt 25 000 Soldaten verloren. Russland hat 25 *Millionen* verloren. Es stand euch nicht zu, den Krieg zu gewinnen.»

Meine Geschichtskennntnisse sind nur vage. Kämpften wir und die Russen im Krieg nicht auf derselben Seite? Tatsächlich haben viel mehr Russen ihr Leben gelassen. Es war aber schließlich auch ihr Kontinent. Und auf dem stehen wir nun, trinken zusammen, wo sich eine der größten Schlachten des Krieges ereignete. Die Felder sind grün und die Bäume groß.

Meine Gedanken kehren zu den Nachtigallen zurück. Die BBC machte Aufnahmen von Beatrice Harrison, die in ihrem Garten in Kent den Nachtigallen Elgar und Brahms auf dem Cello vorspielte. Es war, als dieses Experiment in den zwanziger Jahren gewagt wurde, das erste im Radio übertragene Freiluftkonzert gewesen. Seitdem wurde das Ritual jedes Jahr wiederholt.

Bis zum Beginn des Kriegs. Genau in dem Moment, als die BBC mit der Aufnahme der Vögel begann, hörte man das Dröhnen alliierter Bomber, und der Sender brach die Übertragung ab, um den Feind nicht aufmerksam zu machen. Erst Jahre später wurde die tief bewegende Aufnahme, auf der man die brummenden Bomber der Royal Air Force zusammen mit singenden Nachtigallen hört, ausgestrahlt, eine ernste Mahnung, dass die Musik der Natur vom Bedürfnis nach Kampf und Töten nicht unterdrückt werden kann.

Diese rätselhaften Lieder sind mitten unter uns, ewig unerreicht von unserer Verstandeskraft. Ich bin mir sicher, dass die Nachtigallen auch in dem schicksalhaften Frühjahr 1945 gesungen haben, als so viele Russen beim Angriff auf Berlin ihr Leben ließen.

Nachtigallen singen in allen Kriegen. Sogar im Ersten Weltkrieg hörte ein Soldat während einer Schlacht die

herrlichsten Töne in den Baumwipfeln. In einem Klassiker über unseren Vogel, *The Nightingale: Its Story and Song*, schreibt Oliver Pike, eines der besten Konzerte, das er je von einer *rossignol* hörte, habe während einer Schlacht in einem Wald in Frankreich 1916 stattgefunden:

*Grelle Blitze erhellten den Wald, während Dutzende von Leuchtkugeln über uns hinwegflogen, für ein, zwei Sekunden aufflackerten und erloschen. Mit fortschreitender Zeit nahm die Schwere des Beschusses zu, der ganze Boden bebte förmlich unter der Wucht der Einschläge, als mit einem Mal eine herrliche Melodie ertönte.*

*Zuerst schien die Nachtigall noch zu zögern, und es gab Pausen zwischen den Gesangssalven, doch als das Bombardement stärker wurde, nahm der Vogel die Herausforderung an. Wir hätten die ganze Welt absuchen können und sicher Mühe gehabt, einen größeren Widerspruch zwischen der wunderschönen Harmonie dieses Gesangs und dem entsetzlichen Misston der detonierenden Granaten zu finden. Doch so plötzlich, wie das Lied begann, hörte es auch auf, denn eine Granate explodierte unter dem Sänger, und der Baum, auf dem er saß, wurde in tausend Stücke zerfetzt, und der kleine Vogel, der die wartenden Soldaten unterhalten hatte, kam zusammen mit fünf tapferen Männern zu Tode.<sup>2</sup>*

Vogelgesang während einer Schlacht steht mit seiner Schönheit in einem krassen Gegensatz zum Schrecken. Im Weiteren erteilt Pike in seinem Buch denen, die Nachtigallen zum Singen animieren wollen, sogar praktische Ratschläge - und das bereits 1932:

*Ein ums andere Mal habe ich gezeigt, dass man, wenn man eine Nachtigall zu Höchstleistungen anspornen möchte, für eine konträre Unterhaltung sorgen muss, in der ihr Gesang beinahe untergeht. Oft bringt der Lärm einer schrillen Autohupe einen Vogel zum Singen. Ich schlage vor, dass die BBC, wenn sie das nächste Mal Nachtigallengesang senden will, in hundert Metern Entfernung vom Sänger eine Batterie großer Trommeln aufbaut. Dann werden die Zuhörer hören, was für eine wunderbare Musik dieser Vogel machen kann.<sup>3</sup>*

Nachdem ich mit Oleg und Juri fast eine Stunde über die Last der Geschichte debattiert habe, erzielen wir doch noch eine gewisse Verständigung, allerdings nur, weil ich zum Zuhören bereit war. «Na ja» (den Arm um meine Schulter gelegt, hat Oleg besseren Stand), «zumindest einen Amerikaner gibt es hier, dem ich vertrauen kann», sagt er, bevor er und seine Freunde in die Nacht davontorkeln.

Alle scheinen den Park zu verlassen, ich kann es gar nicht glauben. Es ist eine halbe Stunde vor Mitternacht, und die Festlichkeiten sind vorüber. Eigentlich wird Berlin jetzt doch erst richtig wach! Zumindest die Nachtigallen werden wach. Um Mitternacht bin ich mit meinem Publikum verabredet, und wir werden in die Nacht gehen und auf den perfekten Augenblick warten, in dem Menschen in den Gesang einer Nachtigall einstimmen können.

Ein kleiner Trupp passionierter Pioniere speziesübergreifender Musik kommt um Mitternacht an der S-Bahn-Station an. Wir fürchten uns nicht vor Regen oder vor den wenigen russischen Zechern, die noch im Park herumstreunen. Und wir wissen, dass eine Nachtigall vor

nichts Angst hat. Rosa Luxemburg hat es einmal von ihrem Zellenfenster aus beobachtet:

*Dann wurde ich um 6, wie immer, wieder eingesperrt, saß traurig mit einem dumpfen Druck am Fenster, denn es war schwül, und blickte hinauf, wo unter weißen flockigen Wolken auf pastellblauem Grund in schwindelnder Höhe die Schwalben munter herumschossen und mit ihren spitzen Flügeln die Luft wie mit Scherchen zu zerschneiden schienen. Bald verdunkelte sich aber der Himmel, alles verstummte, und es gab ein Gewitter mit heftigem Platzregen und zwei krachenden Donnerschlägen, bei denen alles erbebte. Darauf folgte ein Bild, das mir unvergesslich bleibt. Das Gewitter hatte sich bald weiter verzogen, der Himmel wurde dick einfarbig grau, eine stumpfe, fahle, gespenstische Dämmerung senkte sich plötzlich auf die Erde, es war, wie wenn dichte graue Schleier herabhingen; der Regen rieselte ganz leise und gleichmäßig auf die Blätter, das Wetterleuchten flammte einmal über das andere purpurrot in das bleierne Grau auf, und ein fernes Grollen des Donners rollte immer wieder wie letzte schwache Wellen einer Brandung heran. Und mitten in all dieser gespenstischen Stimmung schlug plötzlich vor meinem Fenster auf dem Ahorn die Nachtigall! Mitten in all dem Regen, im Wetterleuchten, im Donner schmetterte sie wie eine helle Glocke, sie sang wie berauscht, wie besessen, wollte den Donner übertönen, die Dämmerung erhellen - ich habe nie so Schönes gehört. Ihr Gesang wirkte auf dem Hintergrund des abwechselnd bleiernen und purpurnen Himmels wie leuchtendes Silbergeflimmer. Das war so geheimnisvoll, so unbegreiflich schön, und ich wiederholte unwillkürlich den letzten Vers jenes Goethe'schen Gedichts: «O wärest Du da!» ...<sup>4</sup>*

So viel Gesang von einem kleinen braunen Vogel, warum? Es ist in der Tat unmäßig – und riskant. Ein Nachtigallenmännchen, das nachts stundenlang auf einem Ast sitzt und pausenlos singt, kann leicht von einer Eule erbeutet werden. Die Nachtigall lässt es aber darauf ankommen. Nach Darwins Theorie der sexuellen Selektion hat der Vogel die Ausbildung von so viel Schönheit einzig der Kennerschaft des Weibchens zu verdanken. Nur das Weibchen weiß, welches Lied das beste Lied ist. Der Evolutionsbiologe und Ornithologe Richard Prum sagt, dies sei der Grund dafür, weswegen man von einer «Kunstwelt» sprechen müsse, in der die Musik der Nachtigallen entstand, deren Evolution mit der Evolution einer Ästhetik der Anerkennung seitens der Vogelweibchen einhergeht.<sup>5</sup> Wir Menschen können ihr lauschen, können beobachten, Vermutungen anstellen, berechnen, messen und es wagen, mit ihnen zu musizieren, ein vollständiges Eintauchen in die Nachtigallen-Ästhetik bleibt uns aber weiter verwehrt. Wir sind noch nicht in den Genius der Nachtigall vorgedrungen. Das hindert uns jedoch nicht daran, es zu versuchen.

*Gefällt es Nachtigallen, mit Menschen zu musizieren?* In der gründlichsten Studie zur Reaktion von Nachtigallen auf Playbacks von Gesang ihrer eigenen Spezies, durchgeführt in den Siebzigern von Henrike Hultsch und Dietmar Todt, entdeckten die Forscher drei Arten der Resonanz von Nachtigallen auf fremde neue Musik in ihrer Mitte. Erstens: Fühlt der Sänger sich in seinem Territorium bedroht, wird er versuchen, die unbekannt Töne zu unterbrechen – was die Forscher als «Störung des Signals» bezeichneten – und zu verhindern, dass unbekannte Nachrichten durchdringen, indem er ihnen so häufig wie möglich in die Quere kommt. Das ist die aggressive Reaktion. Er kann aber, zweitens, auch anders antworten. Ein Nachtigallenmännchen, das auf sei-

ne territoriale Souveränität vertraut, das dich und deine Klarinette oder dein iPad oder Cello oder deine Stimme nicht als Bedrohung wahrnimmt, wird sich anhören, was du spielst, einen Augenblick abwarten, danach mit eigenem Gesang antworten und schließlich wieder pausieren. Gibst du ihm Raum zur Entfaltung und hörst nach einer kurzen gespielten Phrase wieder auf, wird der Austausch insgesamt als freundliche Kenntnissnahme aufgefasst, als Gedankenaustausch unter allen beteiligten Musikern, die dem anderen Raum lassen und akzeptieren, dass wir alle einen Platz und ein Lied haben.

Und drittens: Eine Nachtigall, die sich als Spielführer begreift – als Chefvogel, als den besten Sänger im ganzen Park –, wird tun, was immer sie will, vielleicht das Spiel stören, vielleicht andere mitspielen lassen, so lange singen, wie sie lustig ist, weil sie sich, von ihrer eigenen Bedeutung überzeugt, um dich nicht schert. So ein Vogel singt, als wäre außer ihm selbst niemand da.

Wir alle kennen Musiker, die in diese drei Kategorien fallen.

Musikalisch betrachtet kann es schnell haarig werden, eine scharfe Grenze zwischen Pause und gemeinsamem Spiel zu ziehen. Was der eine als Blockierung des Signals hört, kann ein anderer schlicht als Improvisieren wahrnehmen, als einen Versuch, gemeinsam interessante Musik zu machen. Musik ist ja kein einfaches Signal. Es hängt von der jeweiligen Auffassung ab, worum es bei Musik geht, sei sie von Menschen oder von Vögeln gemacht. Vielleicht sind Kunstfertigkeit und Kunstform nicht nur Werbung für das jeweilige Territorium und Können, sondern der Versuch, gemeinsam etwas erschaffen zu wollen, was keine Spezies allein könnte.

Es waren hauptsächlich diese Überlegungen, weswegen ich Menschen und Nachtigallen zusammenbringen wollte, um speziesübergreifend zu musizieren. Dank ge-

zielter Streuung in geeigneten sozialen Medien hatten sich um Mitternacht über hundert Personen an der S-Bahn-Haltestelle am Treptower Park eingefunden und folgten uns zu der idealen Location, ein Wäldchen vom Spreeufer entfernt, wo unser Lieblingsvogel, mit dem wir an vorausgegangenen Tagen geprobt hatten, zur Vorstellung bereit war.

Ich bin auch bereit, live mit den Vögeln zu spielen, mein erstes Konzert vor einem aus mehr als einer Person bestehenden Publikum. Beim Spielen mit einer Nachtigall tut sich ein Fenster zum Unbekannten auf, entsteht der Ansatz einer Kommunikation mit einem Geschöpf, das nicht unsere Sprache spricht. Das Hin und Her zwischen reinen Tönen, die auf Klick- und Summtöne treffen, erzeugt keinen Code, sondern einen Groove, ein Amphitheater des Rhythmus, in dem wir alle Platz finden wollen.

Die Vögel geben sich gegenseitig Raum; sie wechseln zwischen Vor- und Zurücktreten ab, lassen sich nicht unterkriegen, nehmen mich vielleicht sogar freundlicher auf denn je. Sogar ein ab und zu in der Ferne ertönder Ruf findet sein Unterkommen: Alle Klänge werden begrüßt. Schließlich ein Kreischen. Bläst da jemand auf einem Grashalm? Wird das unseren Vogel verstummen lassen? Keineswegs, nichts bringt ihn dazu. Denn zum Singen ist er geboren.

Ich möchte Ihnen eine Besonderheit beim Jammen mit Vertretern einer anderen Spezies vermitteln, weiß aber nicht, ob «jammen» das richtige Wort dafür ist. Finden Sie das vielleicht zu flapsig? Mucke machen? Mit anderen mitspielen? Einen gemeinsamen Nenner finden? Speziesübergreifende Musik ist naturgemäß Musik, die keine Spezies allein machen kann. Und das Ganze sollte, wenn es denn funktioniert, größer sein als seine Teile, genau wie die Natur größer ist als jede einzelne Spezi-

es, die ein Teil von ihr ist. Wir sind alle ein Teil davon, und keine Spezies ist eine Insel. Es ist bereichernd für uns, wenn wir allen anderen Lebewesen mehr Beachtung schenken.

Ein Lied oder viele: Wonach steht dem Vogel der Sinn? Viele Lieder nacheinander, bis hin zu mehreren hundert in einem Anfall von Sangeslust, oder eines, das aus vielen unterschiedlichen Riffs und Phrasen besteht? Wie viel Pause zwischen den Riffs? Wie viel *Zuhören* findet in diesen Phasen der Stille statt? Ich möchte ebenso zuhören, wie der Vogel es tut. Wir wollen nicht einer den anderen übertrumpfen – wir streben nach gegenseitigem Verständnis. Die Musik, die wir zusammen machen, ist ja kein Krieg.

Ich werde oft gefragt, wie sich das anfühlt, und meine Antwort ist nie gut genug. Ich kann nur Musik spielen, die auf den Moment und die Anwesenheit der Vögel eingestellt ist, und ihren Liedern und den Pausen dazwischen Raum geben, mehr nicht. Sie als Ebenbürtige behandeln, mit denen ich nicht sprechen kann. Es war sehr bewegend, eine Stunde nach dem Ausklingen der russischen Feierlichkeiten, als sich eine merkwürdige Stille über die Nacht senkte, eine geduldige Zuhörerschaft im Treptower Park zusammenzubringen. Erst dann waren die Vögel für uns bereit, als ob sie die lärmende Feier aus Anlass des Kriegsendes genossen hätten.

Sie haben keine Angst vor uns. Sie leben mit uns zusammen, in ihren grünen Festungen versteckt, und warten auf den richtigen Augenblick für ihren Einsatz. Wir würdigen ihren Gesang, indem wir ihn als solchen bezeichnen, ihn als etwas betrachten, was es wert ist, als Musik ernst genommen zu werden, und indem wir uns nach Möglichkeit daran beteiligen. Ich sage das wieder und wieder, spreche es wie einen Kehrreim. Dieselbe einfache Aussage, eine einfache Möglichkeit, die Natur

zum Thema zu machen. Hören Sie ihr zu. Sitzen Sie nicht passiv davor, lieben Sie sie so sehr, dass Sie bei ihrer Musik mitspielen wollen. Sie lässt Ihnen Raum.

Die Nachtigall ist ein berühmter Vogel. Jede Sprache hat etwas Kluges über sie zu sagen und dabei vergeblich versucht, einen Klang zu erfassen, der ja nicht dafür gemacht ist, dass wir ihn verstehen. Dennoch kann nichts unseren Drang, ihn zu begreifen, bremsen. In einigen Idiomen bedeutet der Name Nachtigall «eintausend Stimmen», in anderen «der Klang der Nacht». *Eos, solowej, fülemüle, urretxindor, ushag-oie, passirilanti, rietumu lakstigala, satakieli* und *bülkül*, abgesehen von den bekannteren *rossignol* und *ruiseñor*. Bei manchen scheint es sich um seltsame Onomatopoesie zu handeln, die seine Fähigkeit zu betören widerspiegelt. Ich bilde mir ein, dass das Wort Nachtigall in irgendeiner dieser Sprachen eigentlich «Rhythmenverrückter» bedeutet, und werde den Gedanken nicht los, dass Rhythmen für diesen Sänger wichtiger sind als einzelne Töne, denn erst durch die Pausen zwischen den Beats haben wir überhaupt die Möglichkeit zum Mitmachen. Der Vogel lässt Raum, für seinesgleichen oder auch alle anderen. Er stachelt uns an, ihm zu antworten.

Wie stets bei fremdartiger Musik sind die Klänge der Nachtigall desto zugänglicher, je mehr Zeit man ihnen widmet. Wenn Sie glauben, Sie hätten verstanden, machen Sie weiter. Hören sie weiter zu. Schalten Sie nicht gleich ab, wenn Sie die Spezies identifiziert haben, die da singt. Denken Sie daran, Hören kann heißen, den Namen des Vogels zu vergessen, den man hört. Bedenken Sie, dass der Gesang dem Vogel mehr bedeutet, als er Ihnen je bedeuten kann. Sind Sie Musiker, musizieren Sie mit.

Die Nachtigall hält bei ihrem Vortrag nach jeder Phrase kurz inne und gewährt Ihnen einen Moment Bedenk-

zeit, die Sie dazu nutzen können, die Herausforderung anzunehmen oder zu übergehen, je nach eigener Stimmung. Es ist ein musikalischer Mikrokosmos, eine Studie in Gleichartigkeit und Differenz, in Wiederholung und Neuerung, in Geräusch und Rhythmus versus Melodie und reiner Ton. Es ist immer mehr und zugleich weniger als alles, was wir hinzugeben oder wegnehmen können. Ihre Rhythmen sind nicht langweilig, ihre Melodien überraschen in einem fort. Wir bekommen ihn nie *ganz zu fassen*, diesen nicht für Menschenohren bestimmten Gesang.

Ich mache mich gerade daran, mein Instrument auszu packen, da sehen wir sie – unsere Freunde, die Wissenschaftlerin Silke Kipper und ihre Kollegin Sarah Kiefer, die an der Freien Universität das Forschungsprojekt Nachtigallen leiten. Genau zu diesem Zeitpunkt wollen sie ein paar Playback-Experimente mit demselben Vogel durchführen und sind nicht erfreut, uns zu sehen. «Was machen Sie hier, David? Das ist unser Forschungsgebiet, wie Sie wissen. Wir wollen nicht, dass Sie unsere Datensammlung verderben.»

Wir hatten darüber gesprochen. «Ich weiß», sage ich entschuldigend. «Aber dieser Vogel ist etwas ganz Besonderes. Wir haben viele gehört, kommen aber immer wieder zu ihm zurück.»

«Woher wissen Sie das?»

«Ich hab erst neulich nachts hier gespielt.»

«Gespielt? Was?»

«Klarinette. Gesang. Elektronik.»

«Was für Elektronik? Ich habe Sie eben gehört, und das klingt, als hätten sie Nachtigallenlieder auf dem iPad.»

Ich gebe es zu. «Ja, wir sampeln den Vogel und spielen ihm seinen eigenen Gesang vor. In Loops. Als Remix. Mit wechselnden Tonhöhen. Zerstückelt.»

Im Schein meines iPads sehe ich ihr die Enttäuschung im Gesicht an. «Der Vogel ist für uns nicht mehr brauchbar!»

«Wie meinen Sie das?»

«Wir haben nichts dagegen, wenn Sie ihm auf der Klarinette oder dem Cello vorspielen und ihm vorsingen. Aber ihm *seinen eigenen Gesang* vorspielen, das ist ein Playback-Experiment, und das veranstalten *wir* gerade. Ich hoffe, Sie haben die *Genehmigungen*, die für die Durchführung von Experimenten mit Wildtieren erforderlich sind!»

«Uns geht es nur darum, zusammen mit Vögeln zu musizieren.»

«Sie haben sich in unsere Forschungsarbeit eingemischt. Haben auf das Gehirn des Vogels eingewirkt, auf sein ästhetisches Empfinden. Wer *weiß*, was Ihre Musik ihm angetan hat!»

Ich bin etwas überrascht von ihrem Zorn. «Wir befinden uns hier nicht gerade in unberührter Natur, oder? Vor wenigen Stunden war dieser Platz überschwemmt von russischen Liedern, mit denen das Ende des Zweiten Weltkriegs gefeiert wurde! Hat das die Nachtigallen beeinträchtigt? Die Vögel hören alle möglichen menschlichen Geräusche, von früh bis spät, jeden Tag.»

«Sicher, aber es sind *ihre eigenen Laute*, die sie am meisten interessieren.»

«Woher wissen Sie das?»

«Menschen interessieren sich am meisten für die Laute anderer Menschen. Deswegen sprechen wir miteinander oder singen gemeinsam.»

«Und manche von uns singen gern mit Vögeln.»

«Und verschwenden keinen Gedanken daran, ob ihnen das gefällt oder nicht.»

«Ich weiß nicht einmal mit Sicherheit, ob anderen *Menschen* Musik gefällt. Ich lerne aber aus ihrer Reaktion, genauso wie aus der der Vögel.»

«Und was, wenn Sie die Vögel in Unruhe versetzen?»

«Nach meinem Eindruck hält nichts von dem, was wir tun, sie vom Singen ab.»

«Wenn Sie ihre Paarungserfolge nicht aufzeichnen, erfahren Sie auch nicht, ob Sie ihre Paarungs- und Fortpflanzungsfähigkeit beeinflusst haben.»

«Auch das kann ich nicht einmal bei Menschen angeben, und trotzdem verbringen wir viel Zeit mit Musizieren.» In diesem Moment ertönt Kichern aus dem kleinen Grüppchen, das unser Gespräch verfolgt hat.

Silke seufzt. «Ich gebe mich geschlagen. Hören Sie, Sie haben eine Menge Leute hier versammelt, und die wollen Sie ja nicht enttäuschen.» Sie wendet sich geknickt ab und murmelt vor sich hin. *Verdorben, verdorben, wieder ein Experiment verdorben ...*

«Warten Sie!» Ich laufe ihr nach. «Sie haben vollkommen recht, wir sollten nicht hier sein. Es ist Ihr Forschungsareal, ich weiß. Von jetzt an bleiben wir in anderen Parks. Ihr Labor hat schon so viele Erkenntnisse geliefert, da wollen wir nichts in Unordnung bringen. Wir werden alle auffordern, ein Stück flussabwärts zu ziehen, zu einem anderen Vogel am Rand des Parks. Machen Sie weiter.»

Und damit lasse ich die ganze Meute aufstehen und zum nächsten Vogel und einem neuen Klang weiterwandern. Die Daten anderer verfälschen, das will ich wirklich nicht. Ich will die Wissenschaftler auf meiner Seite haben! Ich will auch in Zukunft mit ihnen zusammen Artikel schreiben, will sie dazu ermutigen, Musikalität in Zahlen zu erfassen, denn das möchte ich selbst nicht

tun. Wissenschaftliche Exaktheit ist wichtig, und jemand sollte sich auf die Weise der Schönheit des Nachtigallengesangs widmen. Mehr und lauter ist nicht zwangsläufig besser, auch wenn es sich leichter messen lässt.

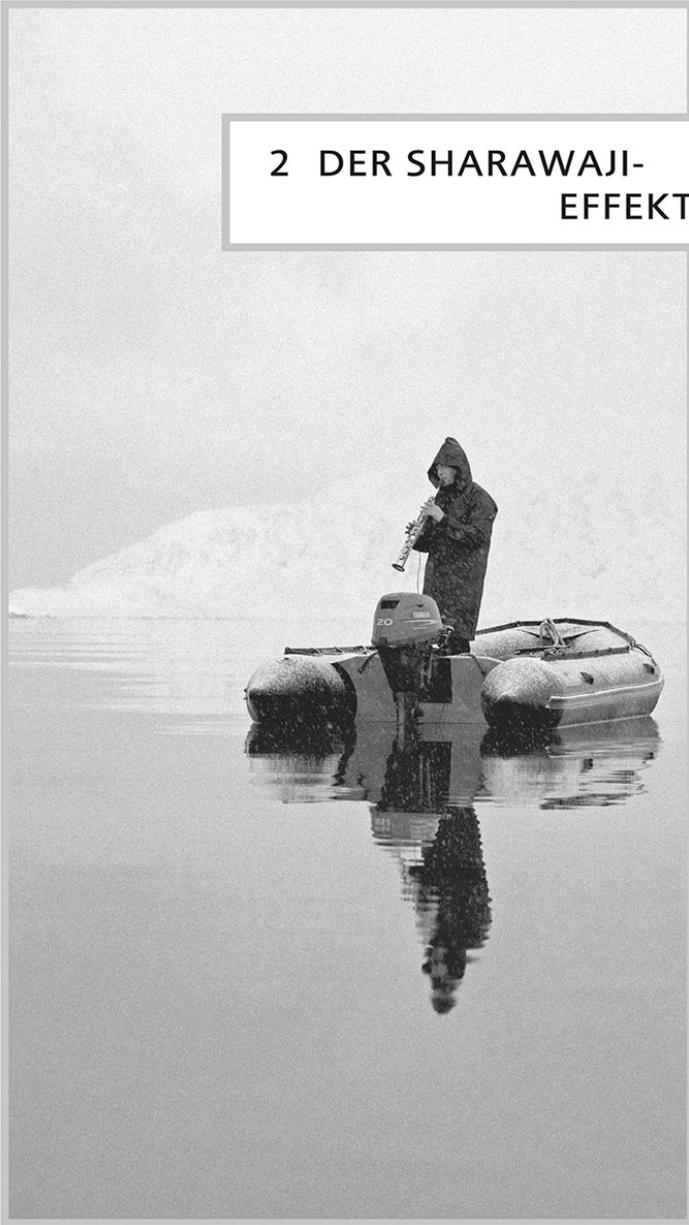
Auch der nächste Vogel enttäuscht nicht. Er ist bereit, sich gegen hundert erwartungsvolle Menschen zu behaupten, von denen keiner eine echte Gefahr darstellt, ganz im Gegenteil, denn sie sitzen ehrfürchtig vor ihm, als der unergründliche Gesang beginnt. Im Geiste befinde ich mich - halb Mensch, halb Vogel - in einem seltsamen Zwischenreich zwischen Natur und Technik, Dunkelheit und Licht, Erde und Himmel. Ich atme ein und blase einen Ton, der dieses Millionen Jahre alte Lied aufgreift.

Die Nachtigall singt weiter ihre rätselhaften Melodien. Ich störe sie wohl *doch*, wie die Wissenschaftler meinen, spüre als Musiker aber, dass sie es genießt, von einem Musiker aus einer anderen Spezies ernst genommen zu werden. In diesem einen Vogel lauschen wir allen Vögeln. Wir erforschen diese interaktiven Songs und die Stille. Die Laute der Welt legen sich in Schichten einer über den anderen, während wir uns bemühen, alles jemals Gehörte in Erinnerung zu behalten. Ich denke im Stillen: Ich gehe dem auf den Grund. Ich finde heraus, was ich den Wissenschaftlern sagen muss, damit sie den Gedanken akzeptieren, dass Natur und Menschheit zusammenleben können. Ich will ihnen nicht die Daten vermasseln, aber auch nicht verleugnen, dass Musik einen Beitrag zum Verstehen unserer Umwelt leisten kann. Ich will dafür arbeiten, Sie alle davon zu überzeugen.

Zunächst spiele ich bloß zusammen mit diesem phantastischen Vogel, noch ganz naiv. Ein Jahr später werde ich wieder hier sein und den Mix der Spezies um einige zusätzliche Musiker erweitern. Ich werde mich le-

send und hörend gründlich in das Thema einarbeiten und versuchen, mir so viel Wissen anzueignen, wie ich kann. Vielleicht kommt ja etwas dabei heraus, vielleicht auch nicht. Jetzt kenne ich ein paar Vögel und kenne die Bäume, zu denen sie wiederkehren werden. Schauen wir nächstes Jahr, ob wir recht haben.

## 2 DER SHARAWAJI- EFFEKT



Beim Gesang einer Nachtigall hören einige von uns Poesie, während andere Zahlen und Tabellen vor sich sehen. Wie bringe ich in Erfahrung, wann ihr Lied zu dem Ort «passt», an dem es gesungen wird? Dafür muss ich im Freien zuhören. Die Nachtigallen, die wir gefunden haben, leben nicht überall, sondern in Berlin. Meiner Meinung nach passen sie akustisch dorthin und sorgen auf einzigartige Weise für Berlins lebendigen Klang. Diese Ahnung führt mich zu etwas, was Shawaraji-Effekt genannt wird und wovon ich zum ersten Mal bei einem schwedischen Fachmann für singenden Grillen gehört habe.

Äußerlich hat Lars Frederiksson mehr Ähnlichkeit mit einem chinesischen Weisen als die meisten Männer, denen man in China begegnen würde, abgesehen von seinen stechenden blauen Augen vielleicht. Er geht in einem zerschlissenen langen Mantel herum, trägt einen ergrauenden Fu-Manchu-Bart und spricht fließend Mandarin. Er würde wohl überall auf der Welt deplatziert wirken. Er selber nennt sich lieber «Mr. Fung».

Mr. Fung hat in seiner kleinen Wohnung in Stockholm viele Jahre darauf verwendet, 108 Grillenarten aufzuziehen, und den vielen unterschiedlichen Spezies beizubringen versucht, miteinander auszukommen und schließlich zusammen zu singen, eine Geschichte, die ich ausführlich in meinem letzten Buch - *Bug Music* - geschildert habe. Seine Frau war den ganzen Lärm leid geworden, und sein Arbeitgeber, die Königliche Bibliothek zu Stockholm, hatte ihre China-Sammlung, deren Kurator Fredriksson war, geschlossen. Er bereitete sich auf eine neue Reise in den Fernen Osten vor, dieses Mal auf der Suche nach seiner Version des perfekten Klangs. Er wusste genau, wohin er reisen musste.

«Es gibt da einen Pavillon auf einem Berg», sagt er und sieht mir lächelnd in die Augen, «meilenweit von je-

der Ortschaft entfernt, weit im Osten. Das Land spielt keine Rolle. Ich will es Ihnen nicht sagen. Es ist einen Dreitagesmarsch von der nächstgelegenen Stadt entfernt. Sie werden die Stelle auf Google Maps nicht finden.» Wir unterhalten uns in einem Biergarten in Södermalm. Lars fährt fort. «Stellen Sie sich einen trügen, feuchten späten Abend vor, der sich noch nicht schlüssig geworden ist, ob es Sommer ist oder Herbst. Die Berge in der Ferne sind verschwommen; ihre Farbe wechselt von Grünlichblau zu Grau und dann zu Schwarz. Unwichtig, wie sie aussehen, weil man kaum etwas erkennt – der Himmel ist so schwer von Feuchte, dass man sich wünscht, es würde regnen, aber das wird in absehbarer Zeit nicht passieren.»

«Es ist also vollkommen still, unberührt?»

«Absolut nicht. Die Zikaden schreien, die Grillen zirpen, in tausendfacher Überlagerung entfalten sich Rhythmen, wie sie es schon seit Jahrtausenden tun. Es ist ein alles umfassender Klang. Man könnte meinen, es wäre der Klang eines warmen Augustabends wie überall auf der Welt, aber dem ist nicht so. Ich gehe so weit zu behaupten, dass es der schönste Klang auf der Welt ist.»

«Ich möchte ihn hören.»

«Ich bin mir nicht sicher.»

«Warum nicht?»

«Freude an Klängen ist etwas Subjektives. *Ich* bin derjenige, der das für den schönsten Klang der Welt hält. Auch wenn ich nicht behaupten will, es wäre allein für mich der schönste. Meine Begeisterung dafür ist absolut, total. Dieser Klang befriedigt vollkommen. Es ist aber nur meine Befriedigung, von der wir hier sprechen. Dadurch ändert sich auf diesem unglücklichen, verkommenen Planeten für niemand anderen etwas.»

«Ich bin verwirrt. Lieben Sie diesen Klang, oder sehnen Sie sich dabei nach mehr?»

«Es gibt keine Liebe zur Natur ohne die Sehnsucht nach mehr.»

«Ich würde Sie gern an diesem Ort besuchen.»

«Das geht nicht. Und Sie sollten es auch nicht wollen. Höchstwahrscheinlich wird es Ihnen nichts bedeuten und ganz sicher nicht das, was es mir bedeutet. Klänge und die Freude daran sind sehr persönliche Eigenschaften. In einem Menschen und in der Außenwelt.» Fredriksson trinkt einen Schluck Bier. «Schon mal von dem Sharawaji-Effekt gehört?»

«Nein.»

«Das ist ein Soundeffekt, der sehr schwer zu erreichen ist. Und der wichtigste und schönste. Viele meinen, es gäbe ihn gar nicht.»

«Erzählen Sie mir mehr.»

«Es ist ein seltener und alter Name für den absolut vollkommenen Klang.» Sogar die Etymologie des Worts ist leider unsicher. Mr. Fung erzählt mir von Sir William Temple, der im Jahre 1691 geschrieben hat: «Die Chinesen besitzen ein besonderes Wort dafür, die *Schönheit der gewollten Unregelmäßigkeit*, und wenn sie es irgendwo auf den ersten Blick erkennen, sagen sie, das Sharawaji ist gut.»

Sharawaji? Das klingt überhaupt nicht chinesisch. Dann also japanisch? Vor gerade einmal siebzig Jahren sagte der englische Lexikograph E. V. Gatenby, das Wort klinge wie eine archaische Form des japanischen *sorowanai deshō*, was man benutzt, wenn die zwei Teile eines Musters nicht zusammenpassen. Die archaische Form *sorowaji* ist vor vierhundert Jahren ausgestorben.

«Lars, dieses Wort klingt unwirklich.»

«Gut gesagt. Stellen Sie sich einen Holländer vor, der die Meere im Fernen Osten befährt und dieses Wort verstehen möchte. *Sharawaji*. Ergo, sehen Sie. Sofort klingt es viel internationaler, fast persisch in seiner Universa-

lität. Es kommt von überall. Und von nirgends. Ich glaube, ich habe es bereits gefunden.»

«Wo?»

«In Träumen vielleicht - in den besten. Man kann nicht danach suchen, man muss zuhören.» Er hielt kurz inne und schloss die Augen. «Ich höre es immer öfter in Anklängen. Das Potenzial für sein Erscheinen ist überall um uns vorhanden, aber nur wenige nehmen sich die Zeit zu lernen. In meinem Betonwohnblock verleihen die Belüftungslöcher dem Klang des Windes einen klaren Ton. Wind lässt sich sonst nur schwer aufnehmen, er ist ja Luft, die schnell über die Welt hinwegstreicht. Beim Auftreffen auf ein Mikrofon erzeugt er bloß verzerrte Geräusche. Bei Bäumen bringt man etwas zustande. Wind an sich erzeugt gar kein Geräusch. Er muss über die Welt hinwegstreichen, damit sein wahrer Klang hörbar wird. Und das ist nur ein Aspekt davon. Der Shara-waji-Effekt sollte unser Lied mit dem Wind vereinen, mit unserem Aufenthaltsort, unserer Berührung, mit einem Klang, der genau weiß, wo in der Welt er sich befindet.»

«Ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen noch folgen kann.»

«Das können Sie erst, wenn Sie es hören.» Lars schüttelt den Kopf. «Sie müssen Ihre Erwartungen hinter sich lassen und sich auf die Reise begeben. Oder die Reise an den Orten finden, an denen Sie schon waren, in den Klängen, die den Lauf Ihres bisherigen Lebens bestimmen. Erst dann werden Sie die Fähigkeiten erwerben, die nötig sind, um die Zukunft zu hören.» Der Computerwissenschaftler Marvin Minsky sagte einmal, es gebe auf der Welt viel mehr Musik als erforderlich. Das war 1993 auf einer Konferenz im Banff Centre in Kanada, die Musik und das Denken in Bezug auf die Zukunft und die Vergangenheit zum Thema hatte.<sup>6</sup>

Minsky sagte, Menschen wendeten mehr Zeit für Musik auf als nötig: Musik sei für das Leben und den Fortbestand der Menschheit zwar irgendwie wichtig, trotzdem habe aber noch niemand eine einleuchtende biologische Begründung dafür angeführt, warum wir so viel Zeit damit verbringen, sie uns anzuhören und darüber nachzudenken, obwohl sie für den Erhalt des Lebens doch überflüssig ist. Dadurch fiel mir auf, dass ich seltsamerweise so viel Musik selber eigentlich nicht mag.

Ich beschränke mich bei ganzen Alben auf einen Song oder sogar noch weniger als einen Song. Ich kürze Stücke, die über zehn Minuten lang sind, durch Bearbeitungen, denn ein längeres Stück werde ich mir niemals anhören wollen: Meine Aufmerksamkeit wird abschweifen, ich werde mich langweilen und mir wünschen, ich täte etwas anderes. Ich spiele mein einfaches Instrument mit zunehmend verwirrenden Software-Programmen, probiere aus, ob ich den Sound durch triviale Verstärkung in etwas verwandeln kann, was er nicht ist, doch dabei kommen immer nur Soundeffekte heraus, mit denen sich nicht allzu viel erreichen lässt. Trotzdem will ich mehr davon und probiere Neues aus, wie es heute viele Musiker tun, weil jeden Tag neue Effekte veröffentlicht werden. Sie sind sofort verfügbar, und wir können es nicht abwarten, sie zu testen, weil wir ständig hoffen, der nächste werde alles Vorherige in den Schatten stellen und die Art und Weise unseres Zuhörens, unseres Denkens oder Spielens revolutionieren, werde uns eine neue, reale, größere Welt erschließen, eine, die besser ist als die jetzige, in der wir feststecken - eine Welt, in der der Klang in die Luft austritt und dort bleibt, verloren zurückschaut, erscheint und verschwunden ist, ein Klang, der war und nun nicht mehr ist und nie mehr sein wird. Das klingt nach einem aussichtslosen Bemühen, ich weiß, aber wäre ich rundherum zufrieden mit ir-

gendetwas, was ich spiele, dann wäre ich wie Artie Shaw, der nach den Studioaufnahmen für das dritte Album mit seiner Band Gramercy Five 1954 sagte: «Das ist perfekt», die Klarinette niederlegte und sie in den fünfzig Jahren bis zum Ende seines langen verrückten Lebens nicht mehr zur Hand nahm.

Wenn es nie so klingt, wie es soll, muss man weiter spielen und hoffen, noch auf Jahre hinaus unzufrieden zu bleiben. Mit sich im Reinen und zugleich kreativ sein, das passt nicht zusammen. Bevor ich einzelnen Vögeln zuzuhören begann, hatte ich mich gefragt, ob ich nicht schon öfter gefordert war, den vollkommenen Klang zu finden, und ob es mir jemals gelungen war. Hatte ich den Sharawaji-Effekt schon einmal erlebt?

[...]

## Endnoten

- 1 Zitiert in: Richard Mabey: *The Book of the Nightingales*. London, Sinclair-Stevenson 1997, S. 30.
- 2 Oliver Pike: *The Nightingale: Its Story and Song*. London, Arrowsmith 1932, S. 20.
- 3 Ebd., S. 21.
- 4 Rosa Luxemburg an Sophie Liebknecht, Wronke, Ende Mai 1917. in: Rosa Luxemburg: Briefe aus dem Gefängnis. Berlin, Verlag JHW Dietz Nachf. 1946.
- 5 Richard Prum: «Coevolutionary Aesthetics in Human and Biotic Artworlds», *Biology and Philosophy* 28, Nr. 5 (2013), S. 811–32.
- 6 Marvin Minsky sprach auf der Konferenz aus Anlass des sechzigsten Geburtstages des Komponisten R. Murray Schafer; Banff Centre, Alberta 1993.